

KARINA KULBACH-FRICKE
Die Tuchhändlerin von Köln

Buch

Als die kleine Sophia im Jahre 1150 als Tochter der reichen und angesehenen Kaufleute Gunther und Hadewigis in Köln zur Welt kommt, ist ihr Weg bereits vorherbestimmt. Genau wie ihr Großvater Ekebrecht und ihre Eltern soll Sophia das Familienunternehmen weiterführen. Mit 16 Jahren darf Sophia ihre Eltern auf eine Handelsreise begleiten, und zwar auf eine ganz besondere: Ziel ist das englische Könighaus, wo sie und andere Kölner Kaufleute von Königin Alienor erwartet werden. In London beginnt für Sophia eine aufregende Zeit: Sie findet nicht nur eine Freundin in Prinzessin Mathilde, sie lernt auch den frechen Gottschalk kennen, der ihr von Anfang an den Kopf verdreht ...

Autorin

Karina Kulbach-Fricke kam mit neun Jahren nach Köln. Nach dem Besuch der Irmgardisschule studierte sie Geschichte an der Kölner Universität. Nach jahrelanger Forschung über das Kölner Patriziat kann sie ihre Vorfahren bis ins 11. Jahrhundert zurückverfolgen. Ekebrecht, der »Kaufmann von Köln«, war einer ihrer Ahnen. Ekebrechts Lieblingsenkel Constantin, der »Münzmeister von Köln«, ist der Held ihres zweiten Romans. Im dritten Roman, der »Tuchhändlerin von Köln«, spielt seine Enkelin Sophia die Hauptrolle. Karina Kulbach-Fricke hat vier Kinder und lebt in Freiburg.

Von Karina Kulbach-Fricke außerdem bei Goldmann lieferbar:

Der Kaufmann von Köln. Roman (46216)
Der Münzmeister von Köln. Roman (46205)

Karina
Kulbach-Fricke

Die
Tuchhändlerin
von Köln

Roman

GOLDMANN



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Originalausgabe November 2009

Copyright © 2009 by Wilhelm Goldmann Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagfoto: The Bridgeman Art Library/Raphael
(Raffaello Sanzio of Urbino) (1483-1520) / Palazzo Pitti /
Florence, Italy © Alinari/bridgemanart.de / The Bridgeman
Art Library / Carpaccio / Vittore (c.1460-5-1523/6) / Galleria
dell'Accademia / Venice, Italy

KA · Herstellung: Str.

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-47179-9

www.goldmann-verlag.de

Erster Teil

Willst du so lieb sein und mir den Sessel etwas näher ans Fenster rücken, Kind? Ja, danke, so ist es gut. Ich mag ja alt sein, aber neugierig bin ich noch immer. Ich will sehen können, was draußen auf der Gasse passiert.

Und holst du mir vielleicht noch eine Decke für meine Knie? Du weißt ja, meine alten Knochen frieren so leicht, obwohl es noch nicht Winter ist. So ist es recht. Du bist eine gute Tochter.

Ich habe zehn Kinder zur Welt gebracht, davon leben jetzt noch acht. Das ist eine Menge. Viele Frauen müssen die Hälfte ihrer Kleinen als winzige Leichen zu Grabe tragen. Manchen bleibt nicht ein einziges Kind. Oder sie wünschen sich Kinder, und bekommen keine. Das ist schwer zu ertragen. Solch ein bitteres Schicksal ist mir erspart geblieben.

Von meinen Kindern haben bisher alle außer dir geheiratet und mir viele, viele Enkel geschenkt. Wenn ich richtig gerechnet habe, leben davon noch etwa ein Dutzend. Das ist ein Zeichen für Gottes große Gnade. Aber von all diesen zahlreichen Nachkommen bist du mir am allerliebsten, meine jüngste Tochter, meine Methildis. Du brauchst gar nicht den Kopf zu schütteln, es ist so. Wer sich so liebevoll um eine alte Frau kümmert, der muß ein gutes Herz haben. Und klug und begabt bist du auch, das macht mich glücklich.

Jetzt bin ich eine alte Frau; mehr als sechzig Sommer habe ich gesehen. Meine Haut ist faltig und weiß mein Haar. Aber in meinem Herzen verborgen bin ich noch immer die junge Mutter, die Braut, das kleine Kind, das ich einst gewesen.

Du wirst es kaum glauben können, aber bis heute habe ich niemals an meinen Tod gedacht. Natürlich weiß ich, daß das Leben eines jeden Menschen endlich ist, also auch das meine; doch es schien mir niemals nötig, mir über mein Sterben Gedanken zu machen. Aber heute war dein Bruder Henrich bei mir. Ich wollte mich mit ihm über den Erzbischof und seine Einstellung zu den Kölner Bürgern unterhalten, ein Thema, das ich für sehr wichtig halte und das mich sehr beschäftigt. Und was mußte ich feststellen? Henrich hörte gar nicht richtig zu; offenbar war es ihm wichtiger, rasch zu seiner jungen Braut zurückkehren zu können, als mit seiner alten Mutter Dinge zu besprechen, die bedeutsam für seine Handelstätigkeit sein können.

Nun ja, Henrich ist jung; die Einsicht mag ja noch kommen, und als Kaufmann macht er sich schon recht gut. Aber ich habe mich daran erinnert, welch großes Interesse ich immer an den Belehrungen durch meinen Großvater und meine Mutter hatte, und mit welcher Freude ich von klein auf deren Wissen in mich eingesogen habe. Und da du mir, meine liebe Tochter, am ähnlichsten bist, habe ich beschlossen, meine Erfahrungen an dich weiterzugeben.

Mein Gedächtnis ist noch frisch und hat vieles bewahrt, was den jungen Leuten unbekannt ist. Wenn ich sterbe – und dieser Tag wird nicht mehr allzu fern sein –, gehen all meine Erinnerungen für immer dahin. Damit dies nicht geschieht, ist es wichtig, daß ich sie vorher weitergebe, und dafür habe ich dich ausgewählt. Hast du genügend Geduld, um den Erzählungen einer Greisin zuzuhören? Du sollst alles aufschreiben. Nein, nicht jetzt, während ich dir berichte; ich möchte deine ungeteilte Aufmerksamkeit. Schreib es auf,

wenn ich schlafe. Ich bin alt und brauche immer wieder eine Stunde Ruhe, dann kannst du schreiben.

Meinetwegen kannst du dir Stichpunkte auf der Wachstafel notieren.

ab 1150

Dun höre:
Im Jahre des Herrn 1150 wurde ich geboren, kurz nach dem schrecklichen Stadtbrand, der unzählige Häuser meiner Vaterstadt Köln verschlungen hat. Meine Großmutter Sophia, nach der ich benannt wurde, hat dabei ihr Leben unter einem brennenden Balken verloren. Mein Vater hat oft erzählt, daß die Familie damals fürchtete, mein Großvater Ekebrecht würde ihr sehr bald ins Grab folgen, so tief trauerte er um sie. Aber dann kam ich zur Welt. In seiner überschäumenden Freude packte mich mein Vater, kaum daß die Hebamme mich abgenabelt hatte, und rannte mit mir den kurzen Weg zum Hause seines Vaters, um mich ihm auf der Stelle zu zeigen. Und als dieser mich sah, fand Ekebrecht den Weg ins Leben zurück – sagte mein Vater.

Ich liebte und schätzte meinen Großvater Ekebrecht ganz außerordentlich, aber so schmeichelhaft es für mich wäre, ihm seinen Lebensmut zurückgegeben zu haben, so scheint mir doch, daß er auch ohne mich stark genug war, auch in seiner tiefen Trauer am Leben festzuhalten.

Hingegen habe ich nie bezweifelt, daß meine Geburt für meine Eltern ein wundervolles Geschenk war, das sie sehr glücklich machte. Gunther und Hadewigis waren bereits zehn Jahre lang verheiratet, ohne daß sich ihr Wunsch nach einem Kind erfüllt hatte. Die Hoffnung wurde zwar nie aufgegeben, war aber schon sehr gering geworden. Und dann wurde der Leib meiner Mutter doch noch gesegnet.

Für meine Eltern war es wie ein Wunder, denn Hadewigis war schon vierzig Jahre alt. Meine Eltern haben mich stets mit Liebe und zärtlicher Fürsorge überschüttet.

Wie bitte? Du meinst, das wäre zu erwarten bei einem einzigen Kind?

Das war ich aber gar nicht. Meine Mutter hatte aus ihrer ersten Ehe noch einen Sohn, meinen Bruder Hildebrand. Heute weiß niemand mehr von ihm, er hat keine Spuren auf dieser Welt hinterlassen, außer in meinem Herzen. Er war – nun, er war nicht wie andere Menschen. Mit einem Jahr ist er sehr schwer erkrankt und konnte sich nicht mehr so entwickeln, wie die Natur das vorgesehen hatte. Er lernte niemals, zu sprechen oder zu laufen. Dennoch liebte meine Mutter ihn über alles. Sie ging zärtlich und liebevoll mit ihm um und sprach zu ihm genauso vernünftig wie zu mir. Irgendwann einmal hat sie mir anvertraut, daß viele Männer sie, die reiche Witwe, umworben hatten, sie aber niemals jemand als zweiten Ehemann in Betracht zog, bis sie meinen Vater kennenlernte. Seine freundliche, gütige Art, mit Hildebrand umzugehen, gewann ihm ihr Herz.

Du wirst dich vielleicht wundern, denn du kennst mich als Menschen von scharfem Verstand, mitunter ungeduldig gegen solche, deren Gedanken schwerfälliger sind als die meinen – aber dennoch hing auch ich sehr an Hildebrand. Meine Mutter hat mir oft mit Tränen der Rührung erzählt, wie Hildebrand vom Tag meiner Geburt an nicht von meiner Wiege wegzubringen war. »Wie ein treuer Schäferhund«, sagte die Köchin einmal. Aber da wurde meine Mutter sehr zornig. »Er ist ein Mensch, kein Hund«, sagte sie eisig. »Wenn er auch nicht sprechen kann, fühlt sein Herz wie jedes andere. Ich werde nicht dulden, daß jemand achtlos über ihn spricht.«

Die Köchin schämte sich sichtlich und bat meine Mutter um Verzeihung. Sie war kein unrechter Mensch, und sie hat meinen Bruder auch niemals schlecht behandelt, sie hatte eben nur gedankenlos dahergeredet.

Du hältst mich vielleicht für etwas redselig. Nein, du brauchst nicht entsetzt abzuwehren: Alte Leute schwätzen tatsächlich oft so vor sich hin. Als Kind aber war ich ziemlich schweigsam. Vielleicht kam es daher, daß Hildebrand ja auch nicht sprach. Er stand mir sehr nahe. Wenn ich morgens erwachte, lief ich als erstes zu seinem Strohsack, weckte ihn, zog ihn an und kämmte ihm die langen Haare. Ich konnte stundenlang mit ihm spielen und langweilte mich nie mit ihm. Bei Tisch fütterte ich ihn, kaum daß ich selbst einen Löffel halten konnte.

Als ich zwölf Jahre alt war, kämpfte Hildebrand mit einer Erkältung. Am Abend hatte ich ihm einen heißen Kräutertrunk ans Bett gebracht, ihn fürsorglich in warme Decken gewickelt und ihm eine Geschichte zum Einschlafen erzählt. Als ich dann am Morgen nach ihm sah, atmete er nicht mehr. Er sah so friedlich aus, und er lächelte ein wenig. Schweigend, wie er gelebt hatte, war er von uns gegangen. Wir haben lange um ihn geweint, meine Eltern und ich.

Das ist jetzt rund fünfzig Jahre her, ein langes Menschenalter; aber niemals, solange ich lebe, werde ich vergessen, wie Hildebrands Augen leuchteten, wenn Mutter, Vater oder ich liebevoll mit ihm sprachen. Noch immer denke ich mit Zärtlichkeit an meinen Bruder. Wenn es wahr ist, daß jeder Mensch einen Schutzengel hat, dann ist es sicher Hildebrand, der seit seinem Tode über mich wacht.

Wenn ich nicht mit Hildebrand spielte, hielt ich mich besonders gern im Kontor meiner Mutter auf. Ich tat so, als wäre ich mit meiner Tocke beschäftigt; in Wirklichkeit

aber beobachtete ich sie ganz genau. Es beeindruckte mich außerordentlich, wie sie mit ihren Lieferanten und den Gehilfen umging. Ihre Art war so ruhig und so liebenswürdig; und doch bestimmte ganz allein sie, wie die Geschäfte zu laufen hatten. Erst viele Jahre später habe ich begriffen, daß meine Mutter die erfolgreichste Geschäftsfrau in unserer Familie war. Dabei hatten wir so großartige Handelsherren wie meinen Großvater Eckebrecht und meinen Vetter Constantin, die beide über viele, viele Jahre zu den bedeutendsten Männern im Kölner Handel zählten. Auch mein Vater Gunther, sein Bruder Johannes in Byzanz und sein Halbbruder Fordolf waren höchst erfolgreich, wenn sie auch nicht ganz an Eckebrecht und Constantin heranreichten. Aber meine Mutter war noch besser; nur merkten das nicht viele Leute, denn sie zählte natürlich nicht zu den Ratsherren der Stadt, und sie reiste auch nicht selbst herum, sondern leitete ihren Handel ganz unauffällig von ihrem Kontor aus. Außerdem erweckte sie gern den Anschein, daß ihre großartigen Handelsergebnisse auf das Konto ihres Mannes Gunther gingen. Auch ich habe erst ganz spät bemerkt, daß es anders war.

Ich war etwa sechs Jahre alt, saß wieder einmal ganz still in einem Winkel des Kontors und hörte zu, wie Mutter einem Gürtelmacher einen größeren Auftrag erteilte. Als die Tür hinter ihm ins Schloß fiel, drehte Mutter sich um und sah mich prüfend an.

»Hast du zugehört, Sophia?« fragte sie sanft.

Ich nickte.

»Hast du auch verstanden, was ich gemacht habe?«

Ich war mir nicht sicher, nickte aber vorsichtshalber noch einmal heftig.

Mutter schmunzelte.

»Ist dir klar, daß du einmal meine Geschäfte übernehmen

sollst, und die deines Vaters dazu? Dein Bruder kann es ja nicht, und wir werden keine weiteren Kinder mehr haben.«

»Daran habe ich noch nie gedacht ...«, sagte ich zögernd.

»Du wirst alles lernen, was du dazu brauchst. Ich habe es ja auch gelernt«, sagte meine Mutter schmeichelnd. »Wie ist es, wollen wir gleich damit anfangen?«

Ich nickte wieder. Wenn Mutter mir das zutraute, warum sollte ich es dann nicht versuchen?

Und so zeigte sie mir an diesem Tag, wie man mit dem Abakus rechnet. Ich war begeistert über diese neue Kunst und übte in der nächsten Zeit so ausdauernd mit dem Rechner, daß Mutter ihn mir schenkte und sich einen neuen kaufte.

Sie stiftete auch eine schön gearbeitete Ampel für die Kapelle der Ursulinerinnen. Dafür sollte eine Nonne täglich zu uns ins Haus kommen und mir Lesen und Schreiben beibringen. Ich saß stundenlang bei Hildebrand und übte immer wieder, schöne Buchstaben in eine Wachstafel zu ritzen. Wenn die Tafel voll war, gab ich Hildebrand ein Glättmesser in die Hand, und er wischte alles wieder weg und freute sich. Meine Mutter schenkte mir ein kleines Buch, einen Psalter. Ich war sehr glücklich, als das unverständliche Gekrakel darin sich plötzlich in Worte verwandelte, die ich verstehen konnte, und las Hildebrand jedes Wort vor, das ich erkannte, und später den ganzen Psalter, bis ich ihn auswendig konnte. Hildebrand hörte andächtig zu, den Kopf leicht schief gelegt, und holte tief Luft, wenn ich endete.

Jeden Abend setzte Mutter sich zu mir, ehe ich ins Bett ging, und ich durfte ihr alle Fragen stellen, die mir im Laufe des Tages eingefallen waren. Wie lange der Gürtler an einem schlichten Stück und wie lange er an einem besonders schönen Gürtel arbeiten muß. Wieviel er von meiner Mutter

dafür bekommt. An wen sie die Waren verkauft, die sie einhandelt, und zu welchem Preis.

Mein Vater war damals gerade auf einer Fahrt nach England. Er blieb lange fort, und Mutter machte sich schon Sorgen. Aber dann kam Gerard Quattermart aus London zurück und berichtete, daß Vater im Sturm der Mast gebrochen war, er aber dennoch ohne weiteren Schaden einen englischen Hafen erreicht hatte und erst nach Reparatur des Schiffes heimkommen werde. Es dauerte drei Monate bis zu seiner Rückkehr. Als er heimkam, feierten wir ein Fest, und ich schenkte ihm ein kleines Pergament, auf das ich – noch ein wenig krakelig – ein Gebet geschrieben und dieses mit Blumen verziert hatte. Vater war sprachlos, und ich war ungeheuer stolz. Dieses Pergament hat er bis zu seinem Tode aufbewahrt, ich fand es in seinem Nachlaß und weinte darüber vor Rührung.

Schon immer war ich gern und oft zu Großvater Eckebrecht gegangen, weil ich mich so gut mit ihm verstand. Er war auch der einzige Großvater, den ich je hatte; der Vater meiner Mutter, Richolf von Lechenich, starb lange vor meiner Geburt, so auch ihr Bruder, der ebenfalls Richolf hieß. Daher blieben von Mutters Seite nur dessen Kinder übrig, von denen meine Vettern Hermann Scherfgin und Gerard beide das Schöffenamt bekleideten.

Meistens brachte mich unsere Magd Mechthild in Großvaters Haus *Unter Goldschmied*; in einem kleinen Leiterwagen zog sie Hildebrand hinterher. Großvater kam dann herunter und trug ihn gemeinsam mit Mechthild im Winter die Treppe hinauf ins Kontor, im Sommer in den schmalen, aber tiefen Garten hinter dem Haus. Dort hatte er immer eine kleine Kiste mit Holzspänen stehen. Damit spielte Hildebrand

gern, während Großvater mir erzählte. Er konnte so spannend berichten, von seiner glücklichen Kindheit bei seinen jüdischen Eltern, die bei dem großen Judenmord so grausam ums Leben gekommen waren.

Du weißt nichts darüber? Nun, es ist ja auch vor mehr als hundert Jahren geschehen, aber Großvater hat mir so oft und so eindringlich davon berichtet, daß mir ist, als hätte ich es miterlebt. Der Papst hatte die Christen des Abendlandes aufgerufen, ins Heilige Land zu ziehen und die Heiden von den Stätten zu vertreiben, an denen unser Heiland gelebt, gewirkt und gelitten hat. Viele Ritter folgten diesem Ruf und bereiteten sich auf das lange, gefahrvolle Unternehmen vor, beschafften sich auch Geld, denn die Ausrüstung war teuer. Und bei wem liehen sie sich dieses Geld? Vor allem bei den Juden. Da lag der Gedanke nicht fern: Wozu erst ins Heilige Land ziehen, wenn mitten unter uns auch Ungläubige leben? Die sich noch dazu an unserem gottgefälligen Kreuzzug mästen? Die lassen wir nicht in unserem Rücken, wenn wir in die Ferne ziehen. Sie sollen sich taufen lassen, und wollen sie das nicht, dann schlagen wir sie tot. Und so kam es, daß in Städten mit großen jüdischen Gemeinden fanatische Männer über die Juden herfielen und unzählige Menschen töteten. Auch die Kölner Juden ereilte dieses Schicksal, und Ekebrechts Vater und seine schwangere Mutter fanden unter grausamen Umständen den Tod. Großvater war damals ein Kind von neun Jahren, und er trug noch seinen jüdischen Namen Constantin. Er entkam dem Massaker um Haaresbreite, weil der große Kaufherr Wolbero und seine Frau Blithildis ihn vor den Mördern beschützten. Die kinderlose Blithildis nahm das verwaiste Kind in ihr Haus auf und schenkte ihm ihr großes, liebevolles Herz. Sie gab den Knaben nicht mehr her, auch nicht an die überlebenden Vertreter der jüdischen Gemeinde, die das Kind halbherzig bei ihr einforderten.

Großvater konnte das so lebhaft schildern, daß ich alles vor mir sah: die jüdische Schule, sein Elternhaus, die Art, wie seine Mutter die Speisen bereitete – alles fremd für mich, und doch vertraut, denn es war ja mein Großvater Eckebrecht, der dies alles wahrhaftig erlebt hatte. Ich sah seine zweite Mutter Blithildis, die ihre Augen überall hatte und so tüchtig zupacken konnte, und auch mit dem Mundwerk rasch war. Großvaters Stimme wurde ganz weich, wenn er von ihr sprach, wie sie das trostlose, verwaiste Kind mit dem Mantel ihrer Liebe eingehüllt und beschützt hatte. Auch seinen Adoptivvater Wolbero konnte ich sehen, einen klugen Kaufmann und einflußreichen Ratsherrn, der Eckebrecht zu seinem Kind und einem Kaufmann gemacht und ihm sein großes Vermögen hinterlassen hatte.

Hildebrand saß in seiner Ecke; Großvaters Katze schlich sich auf lautlosen, samtigen Pfoten heran und schaute ihm neugierig auf die Finger, wie er die lockigen Holzspäne glattzog. Sie stupste probeweise eins der Knäuel an, und als Hildebrand sie nicht daran hinderte, zerlegte sie mit wirbelnden Pfötchen die Späne zu Sägemehl. Mein Bruder lachte fröhlich.

Ich konnte sonst nie genug von Großvaters Geschichten bekommen. Aber heute hatte ich etwas anderes auf der Seele.

»Großvater, hast du einen Abakus?« fragte ich scheinheilig. Natürlich hatte er einen, ohne dieses Rechengerät war ja ein Kaufmann wie ein Bäcker ohne Ofen oder ein Steinmetz ohne Meißel. Darum sah Großvater mich auch ziemlich erstaunt an. »Das weißt du doch, Sophia«, sagte er. »Dort auf der Truhe steht er, du siehst ihn ja immer, wenn du bei mir bist.«

Ich rutschte von meinem Schemel und ging zu der Truhe hinüber. »Darf ich?« fragte ich höflich.

»Nur zu«, sagte Großvater, neugierig, was ich jetzt

machen würde. Ich rechnete drei, vier Aufgaben und blickte dann beifallheischend hoch.

Großvater sah nachdenklich auf meine Finger. »Hat dir das deine Mutter beigebracht? Wenn du dies schon kannst, Sophia, obwohl du doch noch so jung bist, dann werde ich dir auch etwas zeigen, was nicht viele Leute können, jedenfalls nicht hierzulande. Ich werde dir beibringen, wie man im Morgenland zu rechnen versteht, mit anderen Zahlen als bei uns. Das ist ein großer Vorteil für einen Kaufmann. Aber denk daran: Es ist ein großes Geheimnis! Meine Söhne kennen es und meine Enkel, aber sonst niemand hier in Köln. Ich will dich nur einweihen, wenn du mir ganz fest versprichst, niemand diese Kunst merken zu lassen.«

Ich war sehr begierig, ein Geheimnis zu erfahren, und Rechnen machte mir ja jetzt schon großes Vergnügen. Aber etwas verstand ich nicht. Ich schaute auf den Boden, wo das Sonnenlicht einen Kringel malte, und dachte nach. Dann fragte ich zögernd:

»Hast du meiner Mutter dieses Geheimnis auch verraten?«

Großvater schaute verblüfft drein. »Natürlich nicht«.

»Aber warum nicht? Wenn es doch ein großer Vorteil für einen Kaufmann ist, dann müßte es ihr doch auch nützen?« beharrte ich.

»Schon; aber deine Mutter ist eine Frau«, sagte Großvater. Es klang nicht überzeugend, und ich gab mich nicht damit zufrieden.

»Meinst du, sie würde das Geheimnis ausplaudern?« fragte ich zweifelnd.

»Nein, bestimmt nicht«, wehrte Großvater ab. »Du weißt doch, ich mag und schätze deine Mutter sehr. Und eine Plaudertasche ist sie ganz sicher nicht, sonst wäre sie nicht eine so erfolgreiche Kauffrau. Aber Männer sind nun einmal klüger als Frauen und können besser denken.«

Zweifelnd sah ich zu meinem Bruder Hildebrand hinüber, der selig lächelnd lange Locken von Holzwolle aus dem Kistchen zog und sie nebeneinander auf dem Boden anordnete. Ich liebte ihn, aber besonders gut denken konnte er nicht, so schien es mir.

Großvater hatte meinen Blick gesehen. »Es gibt Ausnahmen«, brummte er.

Ich stimmte ihm zu. Der Sonnenkringel auf dem Fußboden war ein Stückchen näher zu mir gerückt. Die Katze hatte genug vom Spielen und rollte sich in Hildebrands Arm zusammen für ein kleines Nickerchen. Mein Bruder lauschte fasziniert ihrem Schnurren und streichelte behutsam ihr seidiges Fell.

»Und gibt es bei den Mädchen auch Ausnahmen?« fragte ich Großvater zögernd und schob meine Hand in die seine.

Da lachte Eckebrecht. »Es wird wohl so sein. Weil du ganz sicher zu ihnen zählst, mein kluges Kind, will ich dir ja auch die Kunst der Mathematik beibringen. Und da ich nicht abstreiten will, daß auch deine Mutter zu den Ausnahmen zählt, sollt ihr es beide gemeinsam lernen.«

Ich gab mich damit zufrieden – für dieses Mal.

Aber irgendwie ließen mir die Worte Eckebrechts keine Ruhe. Ich berichtete Mutter am Abend von Großvaters Angebot und fügte dann hinzu: »Mutter, ist es wahr, daß Männer klüger sind als Frauen und Jungen besser denken können als Mädchen?«

Meine Mutter zog die Augenbrauen hoch und strich sich nachdenklich über ihr schönes, glattes Haar.

»Ich denke, der liebe Gott teilt Klugheit an Männer und Frauen so aus, wie er es für richtig hält. Mir scheint, daß er dabei nicht ungerecht verfährt, denn ich habe schon so manchen Mann kennengelernt, den ich nicht als klug bezeichnen würde, dabei aber auch viele Frauen, die alles

andere als dumm sind. Zum Beispiel denke ich da an deine Tante Engilradis.«

Engilradis war die Frau von Fordolf, Großvaters ältestem Sohn. Sie war eine wunderbare, stille Frau, eine, in deren Arme man sich jederzeit flüchten konnte, die auf jede Frage eine Antwort wußte, aber ihre Meinung niemals ungefragt kundtat. Seit ich denken konnte, kümmerte sie sich um arme Menschen, versorgte sie mit Nahrung, Pflege in Krankheitsfällen und weisen Ratschlägen. Ich hatte mir niemals Gedanken darüber gemacht, ob sie klug war oder nicht.

»Ich habe Tante Engilradis lieb. Aber woran kann ich denn merken, ob jemand klug ist?« fragte ich und schmiegte mich in Mutters Arm.

»Du bist zu jung, dir fehlen die Maßstäbe. Das wird sich noch ändern. Und damit kommen wir zum zweiten Punkt. Ob jemand gut denken kann, ist nicht nur von Gott gegeben, man muß es auch üben, und zwar gründlich. Wenn jemand zur Schule gehen darf und gute Lehrer hat, oder einen klugen Meister, oder, und das ist das allerwichtigste, Eltern, die darauf bedacht sind, ihr Kind nicht nur zu ernähren, sondern auch zu bilden – dann lernt er besser zu denken, als wenn er sich nur von früh bis spät abrackern muß und zu müde ist, um seinen Kopf zu gebrauchen.

Da allerdings mehr Knaben in die Schule geschickt werden als Mädchen und viele Eltern sich mit der Ausbildung ihrer Söhne mehr Mühe geben als bei den Töchtern, lernen diese Jungen mehr als ihre Schwestern. Aber das muß nicht so sein, und du kannst ganz sicher sein, daß Vater und ich dir die allerbeste Ausbildung angedeihen lassen, die möglich ist. Wenn du schön fleißig lernst, wird aus dir eine ganz kluge Frau werden, das verspreche ich dir.«

*

So vergingen meine Kinderjahre. Ich lernte mit Feuereifer. Bald konnte ich fließend lesen und geschwind schreiben, und der Umgang mit Zahlen, den Großvater seit diesem Tag Mutter und mich lehrte, schien mir wie ein herrliches, niemals langweiliges Spiel. Du lachst, Methildis. Von klein auf habe ich dich gelehrt, wie du viel leichter rechnen kannst mit diesen Zahlen, die fremdartig geschrieben werden, wenn sie auch das gleiche bedeuten wie die schwerfälligen Zahlen unserer übrigen Kaufleute. Aber für mich war das damals neu und eine großartige Erfahrung, so, als würde ein dichter Vorhang weggezogen und mir ein Ausblick auf bisher unbekannte Dinge geboten.

Aber ich lernte auch, Stoffe zu unterscheiden und abzumessen, den Preis eines Ballens im Kopf zu überschlagen, die Qualität von Gewürzen, Mehl und Salz zu beurteilen, Einkaufs- und Verkaufspreise von Gürteln, Sattelzeug, Goldborten, Seidenbändern, später auch von Edelsteinen und Schmuckstücken sogleich zu erkennen.

Jede Woche ging ich jetzt zweimal zu den Nonnen von St. Ursula. Die Äbtissin Gepa, Schwester unseres Erzbischofs Rainald von Dassel, sorgte dafür, daß ich dort in der lateinischen Sprache unterrichtet wurde, bis ich nicht nur die Texte in der Kirche verstand, sondern fließend lateinisch reden konnte.

Großvater erzählte mir auch von fremden Ländern, die er bereist hatte, und wie sich die Gebräuche der Menschen dort von den unsrigen unterschieden. Er konnte mir viel über die Geschichte meiner Heimatstadt berichten, auch wußte er vieles über die Geschichte der Juden zu sagen. Er beherrschte ein halbes Dutzend Sprachen, und es machte ihm Freude, mich auch darin zu unterrichten.

Mit all diesem Wissen sog ich mich voll wie ein Schwamm – es machte mich glücklich. Wenn mein Kopf zu

sehr brummte, ging ich und spielte mit Hildebrand. »Wußtest du schon, daß ...«, sagte ich zu ihm und wiederholte dann meine letzte Lektion. Dann konnte es sein, daß er nickte oder auch den Kopf schüttelte, oder er gab einen Ton von sich, den ich als Zustimmung oder Ablehnung deuten konnte. Und so war es recht.

Einmal allerdings, ich war vielleicht neun Jahre alt, hatte Hildebrand keine Lust, meinen Erläuterungen zu lauschen. Seine Aufmerksamkeit galt einem kleinen Käfer, der über den Boden krabbelte. Ich sprach etwas lauter, aber Hildebrand kümmerte sich nicht um mich. Das ärgerte mich, und ich stampfte auf dem Boden auf und rief: »Wenn du nichts lernen willst, dann bleibst du eben dumm!« Im gleichen Augenblick wurde ich hart am Arm gepackt. Mutter stand vor mir, ihre Augen sprühten vor Zorn. Ohne ein Wort führte sie mich aus der Kammer und in ihr Kontor. Dann ließ sie mich los und betrachtete mich eine Weile schweigend, bis sie sich selbst wieder gefaßt hatte.

»Sophia«, sagte sie dann mit kalter Stimme, »du weißt ja wohl, daß du jetzt Schläge verdient hast.« Mir stockte der Atem. Noch niemals hatte mich jemand geschlagen. Aber ich schämte mich maßlos: Dafür, daß ich meinen armen Bruder beschimpft hatte, und dafür, daß Mutter es auch noch gehört hatte. Also nickte ich tapfer. Ich wußte nicht, wohin man Schläge bekam, also streckte ich beide Hände vor, um die Züchtigung entgegenzunehmen. Aber Mutter fuhr fort: »Ich schäme mich für dich, daß du einen armen kranken Menschen verächtlich behandelst. Nun glaube ich aber nicht, daß Schläge irgendetwas daran bessern.«

Ich weinte. »Mutter, es tut mir ja so leid. Ich habe Hildebrand doch lieb. Ich will es niemals wieder tun.«

Aber Mutter war noch nicht fertig mit mir.

»Das ist immerhin schon etwas; aber du mußt auch

begreifen, daß du dich selber nicht besonders klug verhalten hast. Lernen und Wissen ansammeln ist eine gute Sache; aber das anderen Menschen unter die Nase zu reiben ist ausgesprochen dumm, weil es dir Feinde schafft. Ganz besonders, wenn ein Mädchen oder eine Frau Männern gegenüber mit ihrem Wissen protzt. Erinnerst du dich an unsere Gespräche, ob Männer klüger sind als Frauen? Ich habe dir im Vertrauen gesagt, daß sie es meiner Meinung nach nicht sind; aber hast du je gehört, daß ich es vor anderen Leuten hinausposaunt hätte?

Merke dir: Klugheit ist eine Sache, Macht ist eine ganz andere. Es wäre dumm, nicht zu sehen, daß die meiste Macht bei den Männern liegt.«

Ich sah sie fragend an. »Macht – was ist das?«

»Männer können ihre Frauen schlagen und sie so zwingen, zu tun, was sie wollen.«

»Wie denn das? Hildebrand schlägt mich nie.«

Aber Mutter war es offensichtlich ernst.

»Hildebrand kann dich nicht schlagen, obwohl er viel größer und älter ist als du, weil er nicht die Kraft besitzt. Er würde dich außerdem nicht schlagen, weil er ein sanftes Herz hat und so gut wie nie in Zorn gerät.«

Das war richtig.

»Aber Vater schlägt dich auch nie«, bemerkte ich.

»So ist es. Er wäre stark genug, achtet mich jedoch zu sehr, um je die Hand gegen mich zu heben. Auch deine Onkel Fordolf und Johannes kämen nicht auf den Gedanken, ihre Frauen zu schlagen. Aber viele Männer tun es dennoch.«

Mutter neigte sich zu mir und sprach ganz leise.

»Und dann ist da noch die Kirche. Alle Priester sind Männer, oder hast du schon einmal eine Frau auf der Kanzel gesehen? Sie wollen über die Frauen herrschen und verkünden darum, daß das Weib dem Manne untertan sein soll.«

»Aber Mutter, du willst ja schließlich nicht Priester sein und ich auch nicht. Wir wollen doch Kauffrauen sein.«

»Hast du aber auch bemerkt, wie wenige Kauffrauen es gibt? Die meisten sind es, weil sie als Witwen die Geschäfte ihres verstorbenen Mannes fortführen müssen – falls sie genügend lernen durften, um das auch zu können.«

»Aber du bist doch keine Witwe, Mutter!«

»Nein, mein Kind, zum Glück nicht. Aber wenn Hildebrands Vater nicht so früh ums Leben gekommen wäre, dann wäre ich wohl für immer seine Gehilfin geblieben. Die blanke Notwendigkeit hat mich nach seinem Tod gezwungen, allen Mut zusammenzunehmen und seine Geschäfte weiterzuführen, denn ich lebte damals nicht in Köln, wo mein Vater und mein Bruder mir zur Seite gestanden hätten. Ich mußte es lernen, und ich habe es gelernt.

Und so mancher Mann, der vor deinem Vater um mich geworben hat, wollte vermutlich nur meine Geschäfte an sich reißen.

Übrigens brauchst du nicht zu glauben, daß ich so unabhängig handeln kann, wie jeder Mann es tut. Wenn ich zum Beispiel vor Gericht klagen will, weil ein Schuldner mich nicht bezahlt, brauche ich einen Mann, der mich vertritt. Deinen Vater, oder, wenn dieser auf Reisen ist, dessen Brüder oder meinen Vetter. Es ist nicht gerecht, aber das Recht will es trotzdem so.

Und nun begreifst du, daß eine wirklich kluge Frau es verstehen muß, sich zurückzuhalten. Merke es dir, Sophia, und vergiß es nie.

Daß du aber nie wieder mit deinem Bruder so sprechen sollst, wie du es vorhin getan hast, ist keine Frage der Klugheit, sondern eine Frage des Anstands und der Liebe.«

Ich merkte es mir. Es blieb, wenn ich mich recht erinnere, das einzige Mal, daß ich jemals überheblich gegen Hilde-



Karina Kulbach-Fricke

Die Tuchhändlerin von Köln

Roman

Taschenbuch, Broschur, 608 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47179-9

Goldmann

Erscheinungstermin: November 2009

Ein Schmöker zum Abtauchen

Köln, 1167. Als Tochter angesehener Tuchhändler wartet auf die 16-jährige Sophia ein Abenteuer, von dem ihre Altersgenossinnen nur träumen können: Sie darf ihre Eltern zu einer Audienz am englischen Hof begleiten, wo Prinzessin Mathilde für ihre bevorstehende Hochzeit mit Heinrich dem Löwen mit den edelsten Stoffen ausgestattet werden soll. In London beginnt für Sophia eine aufregende Zeit: Sie findet nicht nur eine Freundin in Prinzessin Mathilde, sie lernt auch den frechen Gottschalk kennen, der ihr von Anfang an den Kopf verdreht ...

Eine Reise in das mittelalterliche Köln mit einer bezaubernden Heldin.



[Der Titel im Katalog](#)